

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

12.8.1934 (No. 32)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 32



12. August 1934

A. von Schneider / Rembrandt

Zu der Ausstellung seiner Radierungen in der Badischen Kunsthalle

Es gibt im weiten Bereich der Kunst aller Völker und Zeiten Persönlichkeiten, deren Lebenswert eine derart magische Kraft ausstrahlen scheint, daß sie über Jahrhunderte hinweg auf die verschiedensten Epochen kulturellen Lebens beispielhaft und befruchtend wirken können. Zu dieser erlesenen Rangordnung erheben sich die Schöpfungen Rembrandts, des größten nordischen Malers, den Europa in der Neuzeit hervorgebracht hat.

Gewiß: nicht jede Epoche hat für die äußerst individuelle Kunst Rembrandts das gleiche Verständnis aufgebracht. Noch zu seinen Lebzeiten stand das holländische Bürgertum seinem Altersstil, der ganz neue Wege ging, ablehnend gegenüber. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts schien seine Kunst vollkommen in Vergessenheit geraten, um erst einige Jahrzehnte später in der allgemeinen Wertschätzung zu steigen. Damals wurden Bilder, Radierungen und Zeichnungen des Künstlers eifrig gesammelt (wir erinnern nur an den Ankauf unseres Rembrandt-Bildnisses durch die Markgräfin Karoline Luise für die Badische Kunsthalle) und — bezeichnenderweise von deutschen Malern nachgeahmt. Den Klassizismus und die Romantik ließ seine, wie es schien, extrem realistische Weltanschauung begreiflicherweise kalt, die letzte Entdeckung seiner Kunst fand in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts durch eine kleine Gruppe französischer Maler, die zu diesem Zweck nach Holland pilgerte, statt. Seit dieser Zeit nimmt der Ruhm Rembrandts ständig zu, besonders auch in unserem Vaterlande. Heute ist die Bewunderung und das Verständnis für den eigenwilligsten und selbstherrlichsten aller Künstler trotz unserer Neigung zu mittelalterlicher Gebundenheit und kollektivistischer Geisteshaltung nicht mehr auf eine kleine Schicht von Kennern und Liebhabern beschränkt, sondern allgemein verbreitet, und gewinnt noch an Vertiefung. Daß gerade wir Deutsche uns zu Rembrandt hingezogen fühlen, ja daß am Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Julius Langbehn die Gestalt Rembrandts dem deutschen Volke als Erzieher und leuchtendes Vorbild empfehlen konnte, liegt wohl nicht zum wenigsten in der gemeinsamen rassenmäßigen Abstammung begründet.

Rembrandt, der Niederdeutsche, verkörpert vielleicht am sinnfälligsten unter allen nordischen Malern das germanische Prinzip des Dominierens des Geistigen über die nur sinnliche Gestaltung. Trotz aller hohen Stimmung im Inhaltlichen besticht uns bei der romanischen Kunst, etwa bei Raffael, mehr die klassische Harmonie der äußeren Umrisse, das bildmäßige, Ausgeglichene und Beruhigte seiner Kompositionen, als der

geistige Ausdruck. Bei Rembrandts vollendetsten Schöpfungen ergreift uns das Seelische in einem Maße, daß wir darüber vergessen können, mit welcher unvergleichlicher Souveränität die künstlerischen Mittel zu seiner Verwirklichung angewandt sind. Ein Beispiel für viele aus dem überwältigenden reichen Werke des Künstlers soll uns diesen Satz erläutern. Es gibt ein Altersbildnis Rembrandts in englischem Privatbesitz (Lord Kinnard). Der Künstler hat sich hier als Paulus mit einem großen Koltanien dargestellt. Ueber der gerunzelten Stirn ist ein weißes Tuch turbanartig geschlungen, das weiße, etwas aufgedunsene Gesicht dem Beschauer zugekehrt. Das Unvergeßliche an diesem Selbstbildnis sind aber die Augen des alternden Künstlers. Ueber hochgezogenen Brauen starren sie weit aufgerissen in eine wesenlose Ferne. Es ist der Blick eines Mannes, dem nichts in diesem Leben erspart blieb, der die Höhen und Tiefen des Daseins gleichermaßen durchgemessen, ein erschütterndes Dokument, aus dem man das tragische Schicksal des einsamen Künstlers ablesen zu können meint. Ich habe das Bild auf der Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam vor drei Jahren eine Woche lang jeden Tag betrachtet, und doch wüßte ich heute nicht genügend über seine erstaunliche Technik und Farbgebung auszusagen: So ergreifend und so machtvoll war der seelische Gehalt des Bildes, vor dem alle äußere Form zurücktrat, und der sich mir immer eingepreßt hat.

Die rassenmäßige Verbundenheit Rembrandts mit dem Volkstum und der Landschaft seiner Heimat wird durch die merkwürdige Tatsache unterstrichen, daß er entgegen dem zeitgenössischen Brauch Italien nicht besucht. Zugegeben: er hatte in seiner Vaterstadt Leyden eine humanistische Erziehung genossen und Romanisten zu Lehrern; er war über die neueste Entwicklung der italienischen Malerei wohl unterrichtet und liebte die Werke der großen Renaissancemeister mit Leidenschaft; und auch an zahlreichen Werken seiner Hand kann man ihm Entlehnungen italienischer Motive nachweisen. Trotzdem wird seine Kunst niemals mit den kalten Erzeugnissen der offiziell anerkannten romanistischen Historienmalerei verwechselt werden können. Dazu ist die Intensität ihres Ausdrucks viel zu gewaltig. Sie fiel schon den Leydener Zeitgenossen und vor allem dem berühmten holländischen Dichter und Freund Rembrandts Constantijn Huygens auf, der sie als ein Wunder pries, das weder die Antike noch sonst eine Kunst hervorgebracht habe. Diese Kraft des Ausdrucks bildet (nebenbei bemerkt) oft das entscheidende Kriterium, wodurch man die Originalzeichnungen von den zahlreichen Schülerzeichnungen

und den noch zahlreicheren späteren Fälschungen unterscheiden kann.

Rembrandt gehört zu den ersten nordischen Künstlern, die in der charakteristischen, d. h. von der normalen Form abweichenden Gestaltung ihrer Modelle Schönheitswerte erkannten. Auch darin stellt er sich wieder in denkbar schroffsten Gegensatz zu der überlieferten italienischen Auffassung. Der Begriff „häßlich“ existiert nicht in seiner Anschauung. Der armseligste Bettler oder Krüppel wird unter seiner gestaltenden Hand zu einem Wesen, das unser Interesse und unsere Sympathie erregt. Dabei liegt ihm, wie überhaupt der ganzen holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts jede anlagende soziale Tendenz fern. Das naturgegebene Verhältnis von Mensch zu Mensch ist ihm Anlaß genug, in seiner Kunst vor seiner gesellschaftlichen Schicht Halt zu machen. Ja, in seiner religiösen Malerei und Graphik verwendet er ausschließlich Typen aus dem niedrigsten Volke, umgibt den Heiland und seine Familie in wörtlicher Auslegung der Heiligen Schrift mit den Ärmsten der Armen.

Der überragend vielseitigen Persönlichkeit Rembrandts entsprechend sind in seinem Werke fast alle Bildgattungen vertreten. Zahlenmäßig und nach ihrer geistigen Bedeutung stehen die religiösen Darstellungen und Porträts voran, wobei die Selbstbildnisse eine für den Menschen und Künstler besonders aufschlußreiche Gruppe bilden. Mit biographischem Interesse betrachten wir seine ausdrucksvollen Gesichtszüge im Wechsel der Zeiten und erkennen an ihnen die zuverlässigsten Zeugnisse der neuen künstlerischen Ziele, die er unablässig verfolgte. Denn hier bot sich ihm eine ständige Gelegenheit, ohne die hemmenden Wünsche der Besteller ganz seinem künstlerischen Genius zu folgen, hier fand er in der Vereinigung sinnlicher Pracht phantastischer Kostüme mit dem Zauber des Nichts und der Tiefe seelischen Ausdrucks unvergleichliche malerische Lösungen. Und ebenso sind auch die Bildnisse der nächsten Angehörigen und Freunde Rembrandts zufolge der größeren Freiheit, die er ihnen gegenüber besaß, seinen repräsentativen Bildnissen überlegen.

Es ist selbstverständlich nicht möglich, in dem Rahmen eines kurzen Zeitungsartikels die Fülle der von Rembrandt gestell-

ten künstlerischen Probleme auch nur annähernd vollständig aufzuzählen. Wir beschränken uns zum Schluß auf die Betrachtung seiner Landschaften, weil sie in seinen Radierungen besonders schön vertreten sind und auch am sinnfälligsten die Bodenständigkeit des Künstlers zu seiner Heimat illustrieren. Es ist die holländische Landschaft mit ihrer unendlichen Ferne, mit ihren Kanälen, Dämmen und Deichen, Windmühlen und strohbedeckten Hütten, Segelbooten und Rähnen, die der Künstler nicht müde wird, in Zeichnung und Radierung nachzubilden. Wir erkennen die nächste Umgebung von Amsterdam, die malerischen Amsteluser oder die weite Niederung des Harlemer Meeres. Dabei ist es erstaunlich, mit welcher Ökonomie der künstlerischen Mittel: ein paar zarten Nadelstrichen und einigen breiten Abstrichen der Meister die Illusion der Raumweite erreicht. Und weiter werden ihm auch die Bäume in ihrer unterschiedlichen Art und Form zum schönsten Naturerlebnis: Ob sie nun Bauernhütten als rahmende Folie dienen, die Amstel als Weiden umsäumen oder über die tiefe Polderlandschaft einsam in einen gewitterschwangeren Himmel ragen. Dagegen beschränkt Rembrandt die bergige Phantasielandschaft, wie sie sein Vorgänger Herkules Seghers besonders in farbigen Radierungen aufstürzte, auf einige Bilder kleinen Formats, aber um so monumentalerer Wirkung. Ablehnend stand er scheinbar der italienisierenden Landschaft seiner Zeitgenossen, eines Berchem, Dujardin, Booth und anderer Italiensfahrer gegenüber. Auch hier wird der nordische Mensch in ihm nicht geneigt gewesen sein, seine Kraft an einer Aufgabe anzusetzen, die ihn von den Quellen seines Wachstums, dem holländischen Heimatboden, hätten entfernen können.

Rembrandt als Erzieher! Die hohe Gesinnung des Künstlers, die der „Rembrandtdeutsche“ Julius Langbehn seinem Volke wie in einem Spiegel vorhielt, kann auch heute noch beispielhaft wirken. Rembrandt war mit großem Talent begnadet. Daß er diese seine Gaben nutzte und sie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt steigerte, bis er in den letzten Jahren seines Lebens Schöpfungen hervorbringen konnte, die gemeinhin zu den Weltwundern der Malerei gerechnet werden, das verdankt er sicher seinem inneren Ethos und dem festen Willen, trotz aller Schicksalsschläge unablässig an der Vollendung seiner Persönlichkeit zu arbeiten.

Friz Knöller / Darmfalten — Schafsdärme

Er bestand nur aus Knochen, der Paul Knecht, Student der Musik und Philosophie. Von vorn glich er einem Hecht, seitlich einem Schaf. Er gehörte zu den Jüngern des „Als-ob“-Kultes und haute nach Art dieser Zahntöchererleute den Haarausfall in den luftleeren Raum. Daneben, mancherlei Geleise kreuzten sich auf seiner Drehscheibe, neigte er der alten Kirche zu. „Wer bei Augustins „Bekanntnissen“ nicht laut aufheult, ist kein rechter Christ“, pflegte er zu sagen.

Nicht minder grimmig lag Knecht der Musik ob. Auf einer Schiefertafel schrieb er Fugen, löschte aus, schrieb wieder, denn Musik sei Mathematik, schrieb tages-, nächtelang und brachte hin und wieder eine Fuge aufs Papier, falls sie atonal genug schien. Einmal beendete er eine Fuge mit dem Gregorianischen Choral. Auf meinen laienhaften Einwand, der sei doch nicht von ihm, entgegnete er: „Natürlich. Da es aber nichts Besseres gibt, habe ich ihn hierhergeschickt.“

Sein Werkzeug war das Cello, das er so emsig strich, als wolle er sich ein Stück von einem harten Laibe schneiden oder einen anderthalb Meter hohen Reklambleistift spizen. Das Cello verschaffte ihm übrigens sein Brot. Zweimal hatte er versucht, den Doktor zu machen, doch die verkalkten Gebeine der Ordinarii hatten sich auf das Gedankenfriedgestänge des Trapezphilosophen nicht hinausgewagt. Nun lag er auf der Erde, der Paul Knecht, des väterlichen Fluches gewärtig. Schlimm wäre es ihm ergangen, hätte sich nicht ein Bekannter, der Vetter der Wanderoper, seiner angenommen und ihn in sein vier Mann hohes Orchester gesteckt. Landauf, landab strich Knecht das Cello, und hier, bei dieser kleinen musikverschleißenden Truppe, vollzog sich seine Wandlung, die ihn um und um krepelte.

Sie hieß Laura Wiß. Sie war die vierte von fünf Schwestern, sie kam aus seiner Heimat und verfaßte das Katakombenamt einer Souffleuse. Sie hatte nichts Sonderliches an sich, ich meine: geistig, sie schwieg und verharrte in einer fetten Ruhe.

Die Zeiten waren sauer, die Inflation bekam jenen Wasserbauch, der Minderbegüterten das Atmen mißgönnte, das Geigen und Soufflieren verpuffte in der Luft. Die beiden, nichtsdestoweniger zum Leben entschlossen, verfielen auf ein gigantisches Projekt: Auswandern wollten sie, auswandern!

Und Paul und Laura ließen die Sterne wachen. Blindlings schlugen sie den Atlas auf und setzten die Zeigefinger auf einen Fleck. Und da sie hinsahen, war es Teheran, Teheran in Persien. Und irgend ein Wikbold erzählte ihnen: Ein stubenvoll Boden, Wellblechbaracke, fertig ist die Laube. Alles

wächst von selber, Weizen, Obst und Rosen. Alles reichlich und von selber. Also auf nach Teheran!

Das war der Hechtsprung. Und dann kam das Schaf, das die Ladenpreise studiert hatte, wenn wir von den Vorlesungen nach Hause liefen. Es „verkümmelte“ seine Bibliothek, die „Bekanntnisse“, den ganzen Augustin; es blöckte auch nicht vor dem Cello zurück, verschacherte sein gutes altes Instrument. Und vom Erlös erstand er sich Konserven und zwei Billetts bis Konstantinopel.

Am Morgen der Abfahrt waren alle Konserven vertilgt; auch die Kleider bis auf das, was sie am Leibe trugen, verfilbert. Geblieben waren ihnen zwei niedliche Handkoffer.

Ein halbes Jahr verging. Endlich ein Brief aus Konstantinopel. Es gehe ihm so lala, schrieb Knecht. Das Leben sei teuer. Auch am Goldenen Horn. Mit Teheran habe es noch gute Weile. Er gebe Stunden in Deutsch. Betrogen werde man infam. Seine zwei Doktorarbeiten möge man schicken.

Gottlob, er lebte. Er blieb der Kunst erhalten.

Dann kam das große Schweigen. „Verschollen“ heißt man's. Offenbar hatten den Haremsdamen die Dissertationen wenig gemundet. Sie waren habhaftere Kost gewohnt.

Plötzlich eine Karte von meinem Freund: Knecht sei hier. Hier in München. Falls ich ihn zu sprechen wünsche, abends auf der Südterrasse vom Franziskaner.

Er war noch dünner geworden. Er schien ein einziger Knochen zu sein. Er war nur noch Hecht. Wie immer ließ er sich frostig an.

„Nun, wie geht's?“ fragte ich, nachdem wir uns kurz berochen hatten.

„Danke, man lebt“, sagte er großartig.

„Was macht die Kunst?“

Knecht leistete sich eine wegwerfende Geste.

„Haben Sie sich kein Cello mehr gekauft?“

„Wo sollte ich die Zeit hernehmen?“

„Es kostet ja auch Geld“, meinte ich böshaft.

„Das Wenigste“, sagte er wieder sehr großartig.

Nach einer verblüffenden Pause fragte ich vorsichtiger:

„Sie treiben doch noch Ihre Philosophie?“

„Pah.“

Ich verdutzt: „Nun ja — Sie haben ja Ihren Glauben.“

Wieder eine erhabene Geste. Dann gravitätisch: „Glauben?“

Ist dort unten gar nicht so günstig. Ich meine, wenn man mit dem Moslem Geschäfte tätigt. Und dann ist unsre Kirche sehr abgelegen. Man hat dort unten verdammt wenig Zeit.“

„Wie geht's Madame?“ (Die hatte er nicht bei sich. Womöglich war etwas vorgefallen.)

„Danke, glänzend. Sie konnte auf den Sprung nicht abkommen. Unsere Dienerschaft braucht Aufsicht. Wir bewohnen nämlich eine Villa. Und dann muß für das Stadtgeschäft wer Zuverlässiges da sein.“

Ich hatte die Trümpfe ausgespielt und saß ziemlich gebrochen da. Er war reich, saturiert, nicht kleinzukriegen. Er sah auf uns Federfuchser herab wie von der Kanzel eines Minaretts.

Und jetzt erst, nachdem er uns in Neugier hatte schmoren lassen, bequeme er sich zu einem knappen Bericht, indem er die Worte wie Münzen aus dem Mundschlitze schob. Kostbar war seine Rede, Allah il Allah!

„Ja, ich habe eine Weile Stunden gegeben, Kohldampf geschoben. Auch die Töchter meines letzten Hauswirts unterrichtete ich, dumme Göhren. Der Vater betrieb einen kleinen Handel, verschmitztes Biliputgeschäft. Einmal kriegte er Auftrag von einer deutschen Firma. Fragte mich um Rat. Ich gab Bescheid. Es glückte. Ich wies ihm nach, wie er seine Kundschaft vermehren könne. Es glückte. Er nahm mich in die Firma hinein. Sie wuchs. Ihm viel zu groß. Ich wurde unentbehrlich. Er wollte seine Kaffee- und Tabakstunden nicht

müssen. Ich leitete das Ganze. Er verlor den Ueberblick, der Affocie. Das kam mir zustatten.“ Knecht zwinkerte höhnisch. „Ich trennte mich von ihm. Heute floriert mein Geschäft, und seines ist pleite.“

„Aha“, sagte ich mit offenem Mund. Und dann nach einer Pause sehr schwach:

„Und womit handeln Sie?“

„Mit Schafsdärmen. Deshalb bin ich auch hier. Und morgen in Paris, übermorgen in London.“

Das war deutlich. Nicht unferthalber war er hier. Nein, in Schafsdärmen, das dreimal geriebene Schaf!

„Schafsdärme?“ fragte ich, um nur etwas zu sagen. „Wozu Schafsdärme?“

„Für Saiten“, sagte Knecht mit erhabenem Lächeln.

Richtig. Für Saiten braucht man Schafsdärme. Natürlich. Ich war unglücklich, daß ich so klein und häßlich vor ihm saß. Im selben Moment fiel mir was ein:

„Nun“, sagte ich hämisch, „da sind Sie sozusagen beim Metzger geblieben. Schafsdärme — Darmsaiten.“

„Wie man's nimmt“, sagte er mit laurem Lächeln.

Er bezahlte für sich und meinen Freund. Mich ließ er unberücksichtigt.

Friedrich Singer / Vor 20 Jahren — Deutsche Jugend wandert in den Krieg Erzählung

II. (Schluß.)

Die Drei krochen wieder ein; der kleine Theo ließ es sich nicht nehmen, die Wache bis Schlag 12 Uhr zu behalten. Er ging mit großen Schritten auf und ab, umkrampfte den Dolch mit rasender Hand und kämpfte einen harten Kampf. Ihm war, als zögen plötzlich am Himmel riesige Gestalten wie apokalyptische Reiter über die bange hingeduckte Welt fort, ein Säusen und hohles Brausen war aufgestanden in der Luft, im nachhallbröhnenden Walde, in wirren Wirbeln erhob sich Staub am Feldweg und überfiel ihn mit atembeklemmender Wolke. Und jetzt: hinter ihm Geräusch! Er riß den Dolch aus der Scheide und besah ihn prüfend. Die Klinge blühte im schräg einfallenden Mondstrahl. Aber nichts zeigte sich; irgend ein Geier hatte sich aus dem urtiefen Dunkel der Eichennacht in die stillernde Luchung der Mondwiese verirrt. Und nun: ein Ruf — klagend, weinend, wimmernd, jäh aufseulend wie ein zu Tode gequältes Kind . . . Der Waldkauz war's der schroff abbrechend verstummte . . .

Der Morgen sah die Wanderburschen früh wach; an der Quelle wuschen sie die vom harten Liegen wehen Glieder frisch, dann ging's in den goldblauen Erntetag hinein. Das Rollen, Ziehen und Schreiten des aufgerüttelten Volkes war schon viel gewaltiger geworden; von allen Feldwegen, auf allen Pfaden aus den verstecktesten Höfen ging ein einziger Marschtritt von Tausenden dem einen Ziele zu; als sie die Stadt erblickten, den leuchtend roten Wasserturm am Horizont, die geballte Masse rauchender Fabrikföte auf der Rechten, die edel aufsteigenden Barockbauten der Kirchen, Kapellen und des Fürstenschlosses zur Linken; und das alles innig hineingeschmiegt in die Natur einer fruchtüberquellenden Ebene, umspielt von den graublauen Wasserlächen der Häfen, Flüsse und Bäche — Da überwältigte es ihre Herzen und Hirne wie ein heiliges Schauern. Die Jünglinge standen gebannt und sprachen nichts; aber durch ihre Seelen wallte es wie eine Hymne: O Deutschland!

Durch menschenüberflutete Straßen zogen sie gar bescheiden ein, bahnten sich den Weg mühsam durch Mauern von Neugierigen, die das Durchdringen, schier zur verzweiflungsvollen Unmöglichkeit machten. Endlich standen sie vor der Infanteriekaserne. Eine Viertelstunde harten Kampfes setzte es ab, bis die Biere, der lange Lenz immer frech angreifend voraus, sich hineingezwängt hatten in den engen Vorhof zum „Allerheiligsten“. Ah, da saßen, standen, lagen schon auf Strohbündeln, die die Kolonne des Regiments beim Einmarsch verstreut, an die 500 junge Kerle, Bengels darunter wie Weberbäume, Burschen mit Häuten wie Dreschflegel, Jungschmiede, Bauernknechte, Schlosserlehrlinge in blauen Blusen, Studenten mit wuchtigen Schmissen in der Frage, auch buntmützig Gymnasiasten und Realschüler, Buben mit kurzen Höschen, denen man von weitem ansah, daß sie der Mama ungefragt entlaufen waren.

Der lange Lenz drehte sich unwillig um: „Theo, du machst aber, daß du heimkommst, für dich übernehme ich keine Verantwortung!“ „So weit habt ihr mich mitgeschleppt, jetzt bleibe ich da!“ „Was meinst du, was deine Mutter mir erzählt? Geh ja raus, dich nehmen sie sowieso nicht!“ „Wiel leicht eher als dich!“ Lenz brauste unwirsch auf: „Unser kleiner Theo hat den Größenwahn!“ „Daß ihn doch,“ nahm ihn Hannes in Schutz, „jetzt ist er da, probieren kostet nichts.“

Es wurde Mittag und Abend, und noch immer lag man auf der Strohschütte. Verbissen starrten sich die Bier an; nur ab und zu kam einer der Glücklichen aus dem Stabsarztzimmer heraus und schwenkte frohlockend seinen Bescheid: „Genommen!“ „Bravo!“ schallte die Antwort der Menge draußen. Theo erhob sich. „Mir ist alles wurst! Ich such' mir was Ekbares!“ Richtig, bald war er in die Kantine geraten; da schmauste und pokulierte man weidlich. Jemand drückte ihm eine riesige braune Schüssel in die Hand und rief: „Mensch, Jung', spring und hol dich man'ne „Blint“ voll!“ Er lief und brachte einen Napf voll Essen — na, der reichte für alle! Triumphierend holte er die drei Genossen heran, vier Böffel fuhren tief in diese Gabe Gottes hinein! Draußen erneutes Trampeln und Trippeln: Durch die wahn-sinnige, stehenschwüle Hitze polterten immer neue Scharen von Reservisten an, schwenkten sofort links ab zum großen Hofe: Dort ragte ein riesiges, hundertfenstriges Gebäude, das die ganze Hinterfront der Kaserne abriegelte. Theo, mit wohlgefülltem Magen andächtig verdauend, trat näher und sah: Aus allen Oeffnungen der „Regimentskammer“ regnete es in einem andauernden Wolkenbruch von grauen, braunen und blißblanken Gegenständen: Stiefel, Tornister, Röcke, Hosen, Patronentaschen . . . Immer 20 Mann packten von dem Haufen ihr Zeug, verpackten es in Bindeseile, rafften den ganzen Klumpen von Klamotten in die Zeltplanen und zogen, geköpft anzusehen, als Halbzivilisten, schon den Helm auf dem Kopf, aber noch in den Werttagshosen, fast wie Zigeuner, all' ihre Habe mit wegschleppend, davon, um auf der Bude gar bald den gemüthlichen Reservemann in einen richtigen selbgraunen Krieger zu verwandeln.

Theo holte die andern; vorsichtig schlüpfen sie herzu. In einem unbewachten Augenblick drangen mit ihnen 40, 50 Burschen in die Regimentskammer. Ah, welche Schätze da herumlagen! Kein, nichts Feldgraues natürlich: nur Friedensuniformstücke! Einer gab die Parole aus: Wir kleiden uns ein und treten morgen an, dann sind wir einfach Soldat, und niemand schickt uns mehr heim! Kein Mensch war hier im 4. Stock zu sehn; Theo suchte sich einen brauchbaren Helm, Hannes, der Schlaue, hatte sich als „Musiker“ bereits einen Rock mit wunderschönen Schwalbennestern ausgesucht. Prächtig stand er dem hübschen Burschen zu Gesicht! Alle lachten wie Kinder. Lenz hatte sich bedächtig ein Paar neue Stiefel verpaßt, und Heinz ging soeben daran, einen Unteroffizierrock umzunehmen und sich im ersten Kommando zu üben.

In dem Augenblick trachte ein höllisches Fluchgewitter los: „Ihr Halunken, ihr freiwilliges Geziefer, ihr elenden Kammerschorich war's, der die Eindringlinge in rasendem Anlauf zur Höhle hinausbeförderte. Lenz legte seine herrlichen Stiefelchen hinter den Dachbalken mit dem Vorsatz: Die hol' ich morgen wieder. Auch des Hannes angemachte Schwalbennestwürde nahm ein unrühmliches Ende! Nun standen sie wie geprügelte Hunde dranken und hatten noch den Zorn, eine Schar Freiwilliger einrücken zu sehn, die bereits in der Waffenmeisterei Gewehre holen durften. „Hör, Lenz, wenn's morgen nichts wird, geh' ich heim“, brummte Hannes verdrießlich, „ich bin doch auch noch wer! Hier braucht man uns scheint's nicht.“

Sie schloßen enggepfercht auf Stroh in der Exerzierhalle. Der nächste Morgen brachte wieder keine Entscheidung. Um die Mittagsstunde trat dann das Regiment zum Ausmarsch an. Ein unübersehbares, aber wundervoll geordnetes Ganzes aus Feldgrau und Blumen, gelbleuchtend das neue Lederzeug, blitzend die Waffen, kampfesfroh und stahlhart die Gesichter, die Reservisten ununterscheidbar eingeschmolzen in die aktive Truppe. Der Oberst reitet vor die Front: „Kameraden! Es geht in einen heiligen, aufgezwungenen Krieg! Ihr werdet auch schlagen wie die Löwen. Wir werden euch das Beispiel geben. Mit Gott für Kaiser und Reich, Volk und Vaterland. Hurra!“ Wie ein wuchtiger Donner grollt die Antwort dreimal über den Platz. „Das Gewehr — über! Mit Gruppen rechts schwenkt — marsch!“ Der kleine Theo steht wie betäubt. Der Gewehrgriff — niemals mehr hat er etwas so Herrliches gesehen: Ein ungeheurer krachender Schlag, ein eisernes Stehen! Und jetzt: Musik — und — Fahnen . . . o ihr heiligen, ehrwürdigen Tuche! Und ihr auch, prächtige Männer, mutige Menschen, edle Gestalten! Der kleine klammert sich wie trunken ans Gatter: So zieht jetzt sein großer Bruder auch aus, und er kann ihn nicht mehr sehen . . . Sicher, er fällt in der ersten Schlacht! Und — wieviel von dieser unvergleichlichen Blüte des besten Volkes wird verschont zurückkehren??

Aber eine unfassbare, urgewaltige Begeisterung hat jetzt alles Volk erfasst; die Frauen, Eltern, Kinder, Bräute der Ziehenden schauen stark und tapfer drein, und wenn auch da und dort Tränen der Ahnung rinnen: der wogende Jubel der Begeisterung überrauscht sie rasend! Und wie ein Aufschrei steigt es zum Himmel aus allen Seelen: „Gott, gib uns den Sieg! Herr, mach uns frei!“

Verrauscht, verronnen das unvergleichliche Schauspiel, leer die Kaserne, tot der riesige Platz mit der einsamen, steinbankumsäumten Kaserne in der Mitte. Dort sitzt Lenz mit seinen Getreuen und spricht ihnen Mut zu, auszuharren bis morgen. Es dämmert stark; im östlichen Flügel der verlassenen Gebäulichkeiten requiriert er für seine Leute eine Stube. So elend sollen sie nicht mehr schlafen wie gestern! Von der Fensterbank rafft er ein Stück Kreide und malt mit Grobschrift an die Tür: „Belegt mit 1 Unteroffizier und 30 Mann.“ Sie strecken sich mit Wonne auf die Strohsäcke, liegen da wie tot vor Schlaftrunkenheit. Oft klopft's an die Türe; sie antworten in rauhem Chöre: „Schon belegt! „Ah, Verzeihung!“ kommt's von draußen.

„Ja-tatata!“ Das ungewohnte Hornsignal weckt sie um sechs wieder. Raus! Gewaschen! Diesmal die Ersten beim Stabsarzt. Heute klappt's. Wichtig, der Hannes ist der Vorderste; heller Reid schlägt ihm entgegen. „Tauglich!“ Dann kommt der Heinz dran; beinahe nicht . . . etwas zu schmal, geht aber doch. „Theo, bleib hauff, dir geben sie den Laufpaß!“ „Nein!“ Strahlend tritt der Jüngste aus der Tür: „Genommen. Hab' geschwindelt, ich sei 17½!“ . . . Jetzt noch der lange Lenz. Na, so ein Schlackel, der geborene Infanterist. Da gibt's keinen Zweifel . . . Er wankt heraus, Tränen der Beschämung in den Augen. „Nicht genommen!“ — Sie ziehen ab auf ihre Stube; Lenz flucht das Blaue vom Himmel. „So 'ne Blamage, ich kann mich nicht zeigen daheim!“ Hannes tröstet ihn: „Es soll halt nicht sein. Mußt uns den Ruhm lassen.“ Draußen singen sie wieder; es ist ein herbes Auseinandergehen für die vier. Hannes nimmt die Zuspäßeige, alle fallen ein: „Nun ade, wir müssen Abschied nehmen, die Kugel

wird ins Flintenrohr gesteckt, und du mein allerhöchster, junges Leben, wirst in dem Krieg wohl auf dem Schlachtfeld hingestreckt.“ Lenz, der Ausgeschlossene, verbeißt tapfer seinen Zorn. Jedem schüttelt er die Hand: „Auf Wiedersehen, ihr Glücklichen!“

In der Nacht fällt ein starker Regen; wohlige Kühle zieht durchs enge Fenster, die Akazien im Garten rauschen heftig. Heinz meint zu Hannes: „Der arme Lenz tut mir leid; unser kleiner Theo hat mehr Glück wie Verstand gehabt. Gorch, er schläft schon selig.“ „Ja“, erwidert Hannes, „aber eins will ich dir sagen: Was der Berliner Sprüchbentel heute früh gequasselt hat, daß wir nur Besatzung werden und das schönste Leben führen dürfen in Feindesland, das ist Mist!“ „Wie so?“ „Weil's doch mit uns in den Krieg geht. Auf unsrer Liste stand: „Kriegsfreiwillige“ . . . „Aber wir können doch noch gar nichts.“ „Mensch, sei doch nicht so dumm. Dieser Krieg dauert länger wie sechs Wochen — und bis dahin . . . können wir was, verlaß dich drauf!“

Am Morgen, kaum waren sie aufgestanden, rief es zum Antreten im Hof. „Morgen, Freiwillige!“ Wie ein Pfeitschuh hieb fuhr es durch die Luft . . . „Morgen, Herr Hauptmann!“ „Na, ich bin zwar nur euer Feldwebel, aber — nichtsdestoweniger: Euer erster Dienst beginnt sofort.“ — Spannung . . . atemlose Pause. Alle fühlen sich als ehrenvolle, opferbereite Krieger. „Hier, leßt mal fein sauber die Strohhalm von gestern im ganzen Hofe zusammen!“

Oh — das war eine böse Enttäuschung und eine noch härtere Arbeit. Sie schwißen und krümmten den Buckel, die Sonne funfelt schwül durch die dumpfe Regenluft. Zwei Stunden dauert diese erste militärische Geduldsprobe. Um 10 Uhr, nach der Einleitung in schmutzige Drillstickel, wird weggetreten. Die drei sitzen wortlos in ihrer beschlagnahmten Stube und kauen an einem trocknen Kommissbrot; der Kleine holt schwarzen Kaffee aus der Kantine und bringt eine Karte mit. Er schreibt heim: „Drei von uns sind bei der Infanterie genommen, nur der Lenz, dieser Krummstiesel . . .“ Es pocht heftig an die Türe, daß der Raum nachhallt. „Ja!“ brüllen drei Kehlen. Auf fährt die Klinge — wer steht im Rahmen, groß, lang wie eine Latte, proßig und klobig: der Lenz — als Kanonier! Seine gestrige Niederlage hatte ihn im Tiefsten gewurmt, noch am Abend hatte er die Artilleriekaserne mit Erfolg belagert. Alle schüttelten ihm hocherfreut die Hand; er sah Theos Karte liegen, riß sie an sich, strich mit Blauweiß sechsfach den „Krummstiesel“ durch und beendigte den Satz: „Nur der Lenz — ist Nichtkanonier geworden. Hurra!“ . . .

Heute, nach 20 Jahren, betrachtet Heinz das Bildchen wieder, das er an jenem Morgen von seinen Kameraden rasch aufgenommen hat. Der Nichtkanonier stolz in der Mitte, die mächtigen Ohren steif unter der Holzmütze nach beiden Seiten stredend, links und rechts von seiner schwarzblauen Herrlichkeit die beiden Drillstrümpfe mit Kommissbrot und Kaffeekanne. Wo hatte er's nur so lange herumfahren, das Bildchen aus großer Zeit, über das er anfänglich — aber nicht lange! — so herrlich lachen konnte? Jetzt nimmt er's mit zitternden Fingern und klebt's in sein Album, und erzählt seinem Jungen von jenen Kameraden. Und am Abend, da er allein in seiner Stube sitzt, malt er mit festen Buchstaben darunter: Hannes, gefallen 14. Frankreich (Kopfschuß), Theo, vermißt 16. Rußland, Lenz, gestorben 18 (Malaria) im hl. Land.

Schweremütig schüttelt er den Kopf und legt die Feder weg . . . Gibt es doch Ahnungen?

Schrifttum und Heimatkunde

Mein Heimatland: 21. Jahrgang, Heft 7/8, 1934. Blätter für Volkskunde, Heimat- und Naturschutz, Denkmalpflege, Familienforschung, i. A. des Landesvereins „Badische Heimat“, herausgegeben von H. E. Bussie, Freiburg i. Br.

Dem Doppelheft kommt eine besondere Bedeutung zu: es ist den Volkstrachten des Schwarzwaldes gewidmet. Reklaff machte die Aufnahmen, Bussie leitet die Bilderschau ein mit einer Arbeit über „Bauer, Städter, Tracht“ und würdigt auf besonderer Seite die Lichtbildnerkunst Reklaffs; Fladt gibt eine eingehende Schilderung der Schwarzwaldtrachten. Dem Trachtenforscher geht das Heft mit einem sorgsam zusammengestellten Literaturnachweis an die Hand. —

Hermann Eris Bussie, der Herausgeber des stattlichen Heftes, das als Vorläufer des kommenden Trachtenwerkes betrachtet werden darf, an dem auch Ministerialrat Dr. E. Fehle maßgebend mitarbeitet, setzt sich mit der endlich gebotenen Offenheit und rücksichtslosen Klarheit grundsätzlich mit dem Trachtenwesen und dem beängstigend anwachsenden Trachtenunwesen auseinander. Man erkennt, hier redet einer nicht verwachsene und verlogene Redensarten ins Blaue hinein. Klipp und klar sagt er, wie es um unsere Tracht als Bauerntracht steht, und welche zukünftigen Wege ihr offen sind. Er betont die selbstverständliche Auffassung, daß Ab-

gelebtes nicht gehalten werden darf, weil es eine Sünde wider das Lebendige ist. Er läßt keine sentimentale und nicht die nur Schaufreudig-nutniekerische Einstellung des Städters zur Dorftracht gelten, für ihn ist die Bauerntracht, nur vom häuerlichen Wesen her gesehen, zu fördern oder zu entwickeln, „wenn er (der Bauer) will, bleiben die Trachten, sich wandelnd, ihm erhalten, dann sind sie eben noch lebendig vom Inwendigen her.“ Er bringt das äußere Gewand des Bauern nicht nur in seiner Haltung als Erbe, als Arbeiter, als Volksgenosse in Zusammenhang, sondern gibt auch der seelischen Einstellung des häuerlichen Menschen Rechte am Wesen der Tracht; auch hier gilt die Mahnung vor zu hartem städtischen Eingriff, denn „die Seelenkunde des Bauern, vom Städter her gesehen, schmeckt nach Pädagogik.“ Der heilige Ernst und die frische Sicherheit dieser grundsätzlichen Darstellung wird stärkste Beachtung finden, da ja überall das ehrliche Bemühen heraussticht, die gesamte Heimatspflege als tragende Fläche in die Zukunft hinauszubauen, und so gibt Bussie trotz bedenklcher Erscheinungen in vergangenen Jahren der Volkstracht Hoffnung auf neues Werden.

Man muß dem Landesverein „Badische Heimat“ gerade für diese auch druckmäßig wohlgelungene Veröffentlichung besonders dankbar sein.